

Leopold Schmidt und das deutschsprachige Mitteleuropa

Wolfgang Brückner

Die wissenschaftliche Wirkungsgeschichte der Persönlichkeit und des umfangreichen Werkes von Leopold Schmidt (1912–1981) innerhalb des deutschsprachigen Mitteleuropas reicht bis 1938 zurück, ist aber seit 1947 unübersehbar geworden und hat sich spätestens seit 1953 zur kritischen Präsenz in der deutschen Volkskunde bis an sein frühes Lebensende entwickelt. Dabei bot ihm die viermal im Jahr erscheinende ÖZV eine Diskursbühne. Der Druck seiner Handbücher und Aufsatzsammlungen aber bildete das breite Fundament seines Ansehens. Er repräsentierte in der Wahrnehmung und Wertschätzung außerhalb Österreichs bei aller wechselseitigen Distanzierungen während des 68er Booms in Deutschland die Verkörperung der österreichischen Volkskunde seiner Generation. Der wissenschaftliche Standard seines disziplinierten Arbeitens hat in unserem Fach nicht mehr unterschreitbare Maßstäbe gesetzt.

„Westdeutschland“ im ursprünglichen Titel allein zu benennen, das war falsch von mir, da ich ständig von Berlin reden muß, wo Leopold Schmidts „Wiener Volkskunde“ 1942 als Habilitationsschrift angenommen worden ist, während er sich als Schreibstubengefreiter der Luftwaffenfunker im Krieg in Rußland befand und sein Promotor Adolf Spamer krank und auf der Flucht nach Dresden, weil ihm von der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) der Vorwurf des Umgangs mit „berüchtigten“ Personen wie J. M. Ritz und Leopold Schmidt gemacht wurde. Nicht erst für damals darf man fragen: welches Berlin? Das der Friedrich-Wilhelm-Universität, an der Richard Beitzl, gleichfalls im Felde, aber schon seit 1933 als Privatdozent lehrte, oder das des Heinrich Himmler, von dessen SS-Ahnenerbe Richard Wolfram, Otto Höfler und Eberhard Kranzmayer ihre Direktiven erhielten, oder das des Amtes Rosenberg, an dem der aus Österreich imigrierte Karl Haiding schon lange vor dem „Anschluß“ in Berlin hauptamtlich tätig war?

Der Drang nach Berlin lag germanistisch geschulten Deutschösterreichern seit der 48er-Revolution des 19. Jahrhunderts im Blut nach

dem gescheiterten Versuch des habsburgischen Reichsverwesers und Volkskundeförderers Erzherzog Johann, dem Preußenkönig die Kaiserkrone des Paulskirchen-Parlaments anzutragen. Der spätere erste Lehrstuhlinhaber für neuere deutsche Literaturwissenschaft in Berlin Wilhelm Scherer zwischen 1877 und 1886 versicherte 1869 als Wiener Privatdozent gegenüber dem berühmten Preußenhistoriker Heinrich v. Treitschke „mit Leidenschaft“, wie dieser notierte: „Nur als königlich preußische Provinzstadt könne Wien noch einmal ein anständiger Ort werden“. Das war drei Jahre nach Königgrätz oder Sadowa gesprochen, welche Entscheidungsschlacht zwischen großdeutscher und kleindeutscher Staatenbildung in Mitteleuropa auf Historikerseite heute in einer soeben erschienenen Studie von Hedda Gramley über „Propheten des deutschen Nationalismus“ wie folgt kommentiert wird von Professoren der Theologie, der Geschichte und der Nationalökonomie, wörtlich durch einen dieser preußisch-protestantischen Theologen zwischen 1848 und 1880: „Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz hat nicht nur der österreichische Staat, sondern das ultramontan-jesuitische System eine schwere Niederlage erlitten ... Preußen ist und bleibt auf dem europäischen Continent die Burg des protestantischen Geistes“, so daß Thomas Mann 1945 die bekannte Formulierung prägen konnte vom „protestantischen Deutschen Reich preußischer Nation“. Die bildungsbürgerlichen Meinungsführer waren akademische Geisteswissenschaftler, darum auch in Österreich unter den Volkskundlern überproportional von Protestanten repräsentiert.

Auf den agnostisch sozialisierten Leopold Schmidt trifft das nicht zu, und so kannte er keine Tabus gegenüber religiösen Phänomenen (wie bei uns bis zum heutigen Tage) und war in der Wiener Zunft neben seiner kleinbürgerlichen Herkunft doppelt stigmatisiert durch ein erstes Unterkommen beim deutschen Emigranten Rudolf Kriss in dessen ethnographisch orientierter Sammlung Religiöser Volkskunde in kirchlichen Ausstellungsräumen. Das bald folgen sollende Experiment „preußische Provinzstadt“ hat für Wien von 1938 bis 1945 gedauert und Leopold Schmidt fast nur fern der Heimat im Kriege erlebt. Dann wurde Berlin 45 Jahre lang gezweiteilt in die Frontstadt der drei Westalliierten und in das Bollwerk des Sozialismus von Moskaus Gnaden hinter einer Todesmauer. Aus Österreich ging Richard Beitzl, wenn auch spät, an die neue Freie Universität nach Berlin-West und noch später der eine Generation jüngere Helmut Fielhauer zumindest als Gast nach Berlin-Ost. Und Leopold Schmidt?

Der für meinen Vortrag schon vor Monaten angekündigte Arbeitstitel „Leopold Schmidt und die Volkskunde in Westdeutschland 1945–1981“ bedarf noch einer weiteren Vorrede, die der neue Titel: „Leopold Schmidt und das deutschsprachige Mitteleuropa“ erheischt. Wir tun uns nämlich heute wieder leichter damit, so zu formulieren, nachdem es jetzt Europa fast schon gibt und nicht mehr die vier Nachkriegsstaaten Bundesrepublik in der NATO, DDR im Warschauer Pakt und daneben die beiden Neutralen Österreich und die Schweiz, die soeben der UNO beitrifft. Selbst zwischen den beiden Kriegen – und das war Leopold Schmidts Jugend-, Studien- und Postgraduierenszeit nach der Promotion von 1935 – hatte es noch das altgewohnte kulturelle Gemeinsamkeitsbewußtsein der Deutschsprachigen in Europa und der Welt gegeben, so daß der grenzüberschreitende „Verband der Vereine für Volkskunde“ mit Sitz in Freiburg im Breisgau sogar noch vom 19. bis 21. September 1938 den „Fünften deutschen Volkskundetag“ in Basel abhielt. Der Bericht des Vorsitzenden John Meier im Jahre 1939 in den Verbandsmitteilungen enthält unter den Nachrichten aus der Tätigkeit der Volkslied-Ausschüsse auf diesem Volkskundetag in Basel folgenden Passus (S. 34f.): „Unser Mitglied Dr. Leopold Schmidt, der für seine Arbeit ‚Wiener Volkskunde‘ die goldene W. H. Riehl-Medaille erhielt, schrieb über ‚Die Weihnachtsspiele Niederösterreichs‘ (Zeitschrift für Volkskunde) und über die ‚Volksliedlandschaft Niederösterreich‘ (Südostdeutsche Forschungen). Besonders die letzte Arbeit, die in Kreisen der wissenschaftlichen Volksliedforschung lebhaften Anklang gefunden hat, zeigte deutlich, daß solche zusammenfassende, kritische Studien nur auf Grund reichen Materials und gründlicher Vorarbeiten (Bibliographien) zu machen sind. Mit dem vorerwähnten Thema befaßte sich auch ein Vortrag des Genannten im Verein für Landeskunde und Heimatschutz für Wien und Niederösterreich. Dr. Schmidt ist es ferner gelungen, in Ergänzung der historischen Durcharbeitung der niederösterreichischen Volkslieder die in Niederösterreich gelegenen Druckereien von Flugblattliedern zu ermitteln und eine große Anzahl der Erscheinungen und Offizinen in Privatsammlungen und Provinzmuseen festzustellen. Den Katalog, der 334 Lieder umfaßt, konnte der Arbeitsausschuß erwerben, ebenso eine Anzahl von Photokopien der ältesten niederösterreichischen Flugblätter (darunter das älteste: Crembs 1687!)“. Soweit aus dem Bericht zum „Fünften deutschen Volkskundetag“.

Auf dem „Dritten deutschen Volkskundetag“ vom 16. bis 19. September 1934 in Heidelberg, dem ersten unter dem NS-Regime, war der genannte Wilhelm Heinrich Riehl-Preis der deutschen Volkskunde zum ersten Mal verliehen und durch Adolf Spamer als Vorsitzendem des Verwaltungsausschusses der Stiftung der „Herbert-Stubenrauch-Verlagsbuchhandlung Berlin und Leipzig“ öffentlich an den Verbandsvorsitzenden John Meier überreicht worden. Heutige Forschung deutet dies als ein Trostpflaster für seine allmähliche Ausboottung bei der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaften“ und dem „Atlas der deutschen Volkskunde“. Damit sind wir wieder in Berlin angelangt: Publikation in der Zeitschrift für Volkskunde des Berliner Vereins, der Stubenrauch-Verlag mit seinen großen, von Spamer dirigierte volkskundlichen Handbüchern, der Atlas der deutschen Volkskunde (selbstverständlich inklusive Österreichs und der sogenannten Sprachinseln) und die Notgemeinschaft. Letztere finanzierte bis zur Übernahme durch das SS-Ahnenerbe 1938 den Atlas, an welchem u.a. Richard Beitz als wissenschaftlicher Mitarbeiter seinen Unterhalt verdiente und weshalb Klaus Beitz in Berlin auf die Welt gekommen ist. Der Stubenrauch-Verlag gehörte schon seit 1930 dem aus Leipzig stammenden Alleininhaber Walter Krieg, der in jenem Jahre 1938, als die Pläne für ein volkskundliches Zentralinstitut unter Spamers Leitung in Berlin endgültig zerstoßen, mit dem „Anschluß“ Österreichs nach Wien wechseln sollte und dessen Nachfahren heute noch ein Antiquariat in der Kärntnerstraße besitzen. Stubenrauch war zuvor der Hausverlag von Wilhelm Fraenger, voran von seinem Berliner „Jahrbuch für historische Volkskunde“ gewesen. Dieses ist bekanntlich mit den „Marksteinen“ I und II des Karl v. Spieß und mit Edmund Mudraks nordischen Publikationen fortgesetzt worden und – wie ebenfalls jedermann weiß oder wissen sollte – folgten hier in Wien durch Leopold Schmidt die „Neuen Marksteine“ des Karl v. Spieß 1955, gegen die wir damals jungen Leute heftig aufgemuckt haben, voran Lenz Kriss-Rettenbeck im Bayerischen Jahrbuch 1956. Ich selbst fuhr im Jahr des österreichischen Staatsvertrags 1955 mit den noch nicht aus der SPD ausgestoßenen Frankfurter Universitäts-Jusos, dem SDS = Sozialistischer Deutscher Studentenbund, zu Schiller-Feiern nach Ost-Berlin, wo Ernst Bloch aus Leipzig die akademische Festrede hielt.

Am Schiller-Theater Heinrich Georges hatte Wilhelm Fraenger als Dramaturg die NS-Zeit zugebracht und war nun in Ost-Berlin für

unser Fach engagiert worden. Er bildete nach dem Westen hin das Aushängeschild für den Aufbau eines Volkskunde-Instituts der „Deutschen Akademie der Wissenschaften“ (später: „... der DDR“) und darin speziell des Nachfolgeorgans seines Berliner Stubenrauch-Jahrbuchs als „Deutsches Jahrbuch für Volkskunde“ (1955–69). Die ebenfalls begründete Akademie-Reihe der volkskundlichen Kommission Ost-Berlins erschien im zweiten Bande 1953 als Festschrift für den sterbenskranken Adolf Spamer. Dort beteiligte sich nun Leopold Schmidt für seinen einstigen Förderer, der die Wiener Druckfassung seiner 1935 ausgelobten Riehl-Preis-Schrift von 1940 mitten im Krieg zur Habilitation durch die Fakultät in Berlin 1942 hatte annehmen lassen, aber das Verfahren aus eigenen Krankheitsgründen und wegen des unabkömmlichen Fronteinsatzes des parteilosen Kandidaten nicht zu Ende bringen konnte. Es scheint übrigens die einzige Riehl-Medaille für eine Preisschrift gewesen zu sein. Schmidt also beteiligte sich nun mit einem Aufsatz über „Die volkskundlichen Grundlagen der Gebärdensprache“, worüber damals in Westdeutschland der vorhin genannte Lenz Kriss-Rettenbeck ein DFG-Projekt betrieb, das von jenem schon 1947 verfaßten Vortrag in der „Wiener Sprachgesellschaft“ mit initiiert worden war. Die beiden hatten sich auf der Koppenleiten oberhalb Berchtesgadens bei dem zu lebenslanger Haft begnadigt gewesenem und daher wiederaufgetauchten Todeskandidaten des Berliner Volksgerichtshofes Rudolf Kriss in den ersten Nachkriegswochen näher kennengelernt. Lenz Rettenbeck promovierte 1951 in München über die Fica als Gebärde und Amulett und ließ seinen Forschungsbericht zur Gebärdensprache im BJbV 1964/65 mit jenem Titel von Leopold Schmidt beginnen.

Ein Jahr nach der Festschrift für Spamer erschien schon 1954 der Band VII der genannten Ost-Berliner Akademie-Reihe der Volkskundler, besorgt von Leopold Schmidt: „Das deutsche Volksschauspiel in zeitgenössischen Zeugnissen vom Humanismus bis zur Gegenwart“. In Westdeutschland gab es um diese Zeit des ersten Nachkriegsjahrzehnts überhaupt noch keine subventionierten Publikationsmöglichkeiten für Volkskundler außer der seit 1953 mit dem 50. Jahrgang in Stuttgart wieder erscheinenden einstigen Berliner „Zeitschrift für Volkskunde“, in der Schmidt im kläglich verzögerten 53. Bande 1956/57 einen Aufsatz zu Masken aus dem Moselgebiet publizierte. Karl v. Spieß durfte schon im 52. Bande und Richard Wolfram gar im 50., dem ersten, mitschreiben. Er hatte auch 1951 in Jugen-

heim/Bergstraße an dem legendären ersten Nachkriegstreffen des „Verbandes der Vereine für Volkskunde“ teilgenommen und soll dort nach immer wieder kolportierter Nachricht mit seiner Frau zusammen Schwerttänze in Tracht aufgeführt haben. So jüngst erst wieder Wolfgang Jacobeit in seinen Lebenserinnerungen, obgleich doch der kriminalistisch genau recherchierende amerikanische Kollege James Dow dies längst als Fiktion erwiesen hat. Aber Jacobeit, der emeritierte Ostberliner Ordinarius, NS-Forscher und Museumsspezialist, macht dort u.a. Matthes Ziegler zum Göttinger Volkskunde-Ordinarius der NS-Zeit und aus dem kulturhistorischen „Germanischen Nationalmuseum“ in Nürnberg ein „Museum der germanischen Altertumskunde“ und so fort. Das ist also keine seriöse Quelle. Andererseits wußten 1951 alle Beteiligten, wer was einst gewesen war und darum nun lieber schweigen sollte, wie die unmittelbare Vergangenheit damals geradezu grundsätzlich tabuisiert worden ist – verständlicherweise. Aber wir Studenten bekamen schon deutlich gesagt, wer wieder akzeptabel sein konnte und wer eher nicht. Daß dahinter u.a. auch die einstigen Animositäten zwischen Rosenbergianern und Ahnenerblern zu suchen sind, haben wir allerdings erst später durch eigene Nachforschungen genauer bemerkt. Ich habe das einmal etwas pauschalisierend in das grobe Schema gepreßt: In Österreich hat das SS-Ahnenerbe an der Universität überlebt (Wolfram, Höfler, Kranzmayr, Burgstaller) in der Bundesrepublik Deutschland sind an den Universitäten und im Verband einige Rosenbergianer rehabilitiert worden (Schier, Heilfurth, Ranke, Freudenthal, Mitzka, Martin, Schmidt-Ebhausen), in der DDR hat jeder durch die Begierdetaufe des Sozialismus am Antifa-Mythos mitstricken dürfen (eingeschlossen die angebräunten Spamer und Weber-Kellermann), während sich die inhaltlichen Konzepte wenig unterschieden. Das war bei Leopold Schmidt in zweifacher Hinsicht anders.

Nur einmal brach in Westdeutschland das unterschwellige Unbehagen offiziell auf und richtete sich ausgerechnet gegen den „unpolitischen“ Leopold Schmidt, den stets Abwesenden, weil zwischen den Fronten Befindlichen. Ich spreche von der „Frankfurter Verdammungssynode“, wie wir Studenten sie nannten im Oktober 1953, die in den dgv-Mitteilungen von 1955 nur vage angezeigt ist mit dem Hinweis auf einen „vervielfältigten Bericht“, von dem unter uns natürlich die Rede war, weil ich damals schon angehender Doktorand von Mathilde Hain gewesen bin. Sie hatte unsere Institutsräume dafür

zur Verfügung gestellt, Initiator aber war Karl Meisen aus Bonn gewesen, ein tatsächlich zur NS-Zeit wegen seiner volksreligiösen Studien unterdrückter nunmehriger Ordinarius der Deutschen Philologie und Volkskunde. Den konkreten Anlaß bildete das Erscheinen von Leopold Schmidts ansehnlichem Werk „Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos. Studien zu den Ernteschnittgeräten und ihre Stellung im europäischen Volksglauben und Volksbrauch“, Wien 1952. Die eigens dafür einberufene Frankfurter Versammlung der westdeutschen Volkskunde-Lehrenden sprach sich erregt „wider einen neuen Mythologismus“ aus, und die modernen Empiriker unter ihnen behaupteten sogar, der Wiener Privatdozent habe in seinem Leben noch keinen wirklichen Bauern befragt und werde auch nie auf dem Lande als teilnehmender Beobachter zu sehen sein.

Es waren dies zwanzig Personen, darunter die beiden Schwieterring-Schülerinnen mit Felderfahrungen der Funktionalistenschule Mathilde Hain, apl. Prof. für Volkskunde an der Universität Frankfurt am Main und Martha Bringemeier vom Landschaftsverband in Münster/Westfalen. Auch unter den Männern gab es Universitätsprofessoren und Lehrbeauftragte, voran die drei Germanistik-Ordinarien Otto Basler aus München, Karl Meisen aus Bonn, Kurt Wagner aus Mainz, dazu der Emeritus Walter Anderson aus Kiel und der apl. Prof. Hugo Moser aus Tübingen/Stuttgart sowie der Ordinarius für deutsche Volks- und Altertumskunde, von Hause aus Numismatiker Walter Hävernick aus Hamburg, an „reinen“ Volkskundlern der apl. Prof. Kurt Ranke aus Kiel, der apl. Prof. Johannes Künzig aus Freiburg, die Honorarprofessoren Helmut Dölker (zugleich Vorsitzender des Verbandes der Vereine für Volkskunde) aus Stuttgart und Hugo Hepding, Bibliotheksdirektor aus Gießen, der PD Matthias Zender aus Bonn, der PH-Dozent Schmidt-Ebhausen aus Württemberg, der Studienprof. Eduard Rühl aus Erlangen, der a.o. Prof. der Theologie Heinrich Schauerte aus Paderborn, der Musikwissenschaftler apl. Prof. Walter Wiora vom Volksliedarchiv in Freiburg, der PD der Soziologie Wilhelm Brepohl aus Dortmund und der Studienrat Hans von der Au aus Darmstadt sowie der Privatgelehrte und promovierte Volkskundler Dieter Narr aus Eschenau in Württemberg.

Aus Wien schrieb Richard Wolfram an den Verbandsvorsitzenden Helmut Dölker am 11.10.1953 u.a.: „Ein Teil der Beratungen in Frankfurt ist Leopold Schmidt gewidmet. Das ist etwas, das uns Österreicher auch angeht und ich bin gespannt, welche Stellung zu

Schmidts Theorien dabei herauskommen wird. Nun sehen wir in Österreich die Dinge aus der Nähe und wissen über manche Hintergründe Bescheid, die dem Außenstehenden manches kaum Erklärliche leichter begreiflich machen können. Schmidt hat durch die Gunst der Lage 1945 und durch rücksichtslose Taktik in unserem Fache in Österreich eine Diktatorenstellung errungen, die er reichlich gebrauchte ...“.

Unter den in Frankfurt Versammelten fällt eine südwestdeutsche Schwerlastigkeit auf, die wir damals wegen der vielen stimmberechtigten Vereinsmitgliedschaften aus Württemberg die „Schwäbische-Alb-Mafia“ nannten. Daraus ist dann später – durchaus mit inhaltlicher Frontstellung dagegen – dennoch der Majoritätsanspruch „der“ Tübinger geworden, so daß z.B. aus Ostberliner Sicht (der Archivalien sowohl wie der Lebenserinnerungen) bis auf den heutigen Tag nur die aus Tübingen – vorher wie nachher – kommenden Initiativen negativ oder positiv wahrnehmbar geworden sind. Meinungshegemonie nennt das die Wissenschaftsgeschichte. Jemand wie Leopold Schmidt hat solches Denken zu keiner Zeit akzeptiert und sich daher zunächst oft selbst isoliert, andererseits die Situation des Einzelkämpfers auf weiter Flur mit Hilfe der Stabilität seines Museums und dem quasi privatisierten (sprich: vereinseigen gemachten) Forum der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde zu jener unübersehbaren Institution des Hofrats in der Laudongasse verfestigen können. Seine schließliche Berufung in die Österreichische Akademie der Wissenschaften aber hat er sich erschrieben durch repräsentative außerösterreichische Publikationen. Und diese sind vornehmlich in West-Berlin erschienen. Wie aber kam es trotz der „Frankfurter Verdammungssynode“ in unmittelbarem Anschluß an diese dazu?

Es war Mathilde Hain, die Frankfurter Instituts-Chefin, die nicht auf die Nachwehen der Wiener Mythologenschule bei Leopold Schmidt setzte, sondern auf seine literarische Quellenkenntnis der Lied- und Schauspielstudien und sein modernes funktionalistisches Theoriekonzept von den überlieferten Ordnungen in unreflektierten Traditionszusammenhängen, ausgedehnt auf die gesamte Breite der kulturellen Objektivationen in Geschichte und Gegenwart, also von der mittelalterlichen Hofkultur bis zur Wiener Stadtethnographie. Mathilde Hain schrieb damals die methodische Einleitung für die erste handbuchmäßige Zusammenfassung der westdeutschen Nachkriegsvolkskunde in Wolfgang Stämmers „Aufriß der deutschen

Philologie“, einem dreibändigen Superkompendium des Erich-Schmidt-Verlages in Berlin-West, das in den fünfziger Jahren jeder deutsche Germanistikstudent benutzte oder gar besaß, weil es portionsweise in finanzierbaren Lieferungen erschien. Die deutsche Volkskunde stand damals entsprechend ihrer akademischen Etablierungsgeschichte noch ganz und gar im Banne der Germanistik, weshalb ja Röhrich, Elisabeth Roth, Bausinger, Lutz, Ina-Maria Greverus, Cox, Brednich, Siuts, Harmening, ich selbst, all die jetzigen deutschen Volkskunde-Emeriti (bis auf Wiegelmann, den Geographen) von Hause aus selbstverständlich Germanisten waren. Der Literaturwissenschaftler Wolfgang Stammler und der Volkskundler Will-Erich Peuckert gaben damals die „Zeitschrift für deutsche Philologie“ bei Erich Schmidt in Berlin-West heraus, und dort erschienen alle großen Bücher Peuckerts zur Magiegeschichte sowie seine Sageneditionen.

Der dritte und letzte Band von Stammlers „Aufriß“ schloß 1956 mit der Volkskunde. Mathilde Hain, Dünninger, Peuckert, Seeman handelten von den für die Philologen wichtigen Bereichen des Faches, wobei Frau Hain für das „Volksschauspiel“ Leopold Schmidt aus Wien hinzuzog und nicht den Spätheimkehrer Hans Moser aus München, der 1938 das entsprechende Handbuch der Verbandsreihe „Deutsches Volkstum“ verfaßt hatte und nun im „Bayerischen Jahrbuch“ 1954 die Grundlegung einer neuen, auf archivalischer Quellenerarbeitung fußenden historischen statt mythomanischen Volkskundeforschung forderte. Beim Volksschauspiel und Lied hatte Schmidt genau diese Kriterien erfüllt und stand hier ganz im Banne Hans Mosers, dem er sein großes Berliner Handbuch, das schließlich 1962 aus dem Handbuchartikel erwuchs, „in dankbarer Freundschaft“ widmete. Es erschien gleichfalls bei Erich Schmidt in Berlin, und ihm folgte vier Jahre später der Sammelband „Volksglaube und Volksbrauch“ 1966, parallel zu meiner eigenen Habilitationsschrift „Bildnis und Brauch“ im selben Jahr und Verlag, die ihre Begründung des sich Beschäftigens mit europäischem Hofzeremoniell und absolutistischer Strafrechtspraxis *expressis verbis* aus Leopold Schmidts „Volkskunde als Geisteswissenschaft“ von 1947 bezog.

Weitere vier Jahre später erschien ebenfalls in Berlin Leopold Schmidts Sammelband „Volksgesang und Volkslied“ 1970, aber auch die opulente „Volkskunst Österreichs“ 1966 kam gleichzeitig in Westdeutschland, in Hannover, und Wien auf den Markt, dort auch

im folgenden Jahr die „Bauernmöbel aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz“, 1977 dann erweitert in 2. Auflage. Dazwischen lagen bei Erich Schmidt in Berlin mein umfänglicher Band „Volkserzählung und Reformation“ 1974, die Festschriften für Hans Moser 1969 und Josef Dünninger 1970. Alles zusammen bildete ein klares Publikationsprofil kulturhistorischer Basisstudien bis in die Mitte der siebziger Jahre hinein. Später folgten noch die Habilitationsschriften von Dieter Harmening über „Superstitio“ im Mittelalter 1979 und von D. R. Moser über „Verkündigung durch Volkslied“ im Barock 1981.

Inzwischen war in Tübingen längst schon nach unserem ersten ein zweiter „Abschied vom Volksleben“ 1971 erfolgt, dessen Jünger so taten, als sei nur dieser ein wirklicher Umsturz, obgleich seine neomarxistischen Väter mit uns „Ungläubigen“ ihrer neumythischen Heilslehren durchaus weiterdiskutierten über die alten Probleme, die Hans Moser z.B. mit der Folklorismusdebatte angestoßen hatte und mit der über W. H. Riehl fortführte in meinem neuen „Jahrbuch für Volkskunde“, das nun seit 1978 genau ein Vierteljahrhundert alt ist und der seit siebenunddreißig Jahren in Tübinger Hand befindlichen „Zeitschrift für Volkskunde“ nicht entgegen, aber auf Augenhöhe gegenüber steht. Hierbei läßt sich doppelt auf Leopold Schmidt verweisen. 1. Seine Kritik an der Beobachtungsmethodik W. H. Riehls, dem Namenspatron seines frühen Preisschriftgewinns, hatte er längst am Beispiel der „Entdeckung des Burgenlandes im Biedermeier“ 1959 exemplifiziert, ehe wir anderen uns fast zwanzig Jahre später ernsthaft mit dem Problem befaßten, und 2. organisationspraktisch: Von ihm habe ich gelernt, daß man nicht wie meine Lehrerin Mathilde Hain die Herausgeberschaft eines führenden wissenschaftlichen Organs wie der Z.f.Vk. freiwillig und frühzeitig 1966 abgeben darf. Das war nach einem guten Jahrzehnt für mich der Anlaß zur Wiederbegründung des genannten „Jahrbuchs für Volkskunde“, um historischen und konstruktivistischen Studien im Umkreis unserer traditionellen Forschungsgegenstände weiterhin eine beständige Plattform zu verschaffen.

Leopold Schmidts Riehl-Kritik rieb sich natürlich auch am damaligen österreichischen Altmeister des Faches in Graz Viktor v. Geramb und seiner im Erscheinen begriffenen Riehl-Monographie, deren beider Rangeleien in der ÖZV wir in Deutschland mit Vergnügen verfolgten, zumal wir Frankfurter inzwischen den direkten Kontakt

zu beiden pflegten, in dem uns Mathilde Hain auf Exkursionen sowohl in die Steiermark mit Leopold Kretzenbacher zusammen zu Gerambs entwicklungsgeschichtlichen Trachtenvitrinen in Graz führte (1953) und ein späteres Mal nach Wien ins hiesige Museum und mit Schmidt zusammen ins Burgenland (1960). Wer trug nun wirklich das Steirergewand? Wir haben darauf zwar keine Wetten abgeschlossen, doch sehr genau gewußt, worum es bei der Selbstdarstellung von akademischer Disziplin und Fachvertretern in Österreich ging. Schmidt war für uns in dieser Beziehung ein „Zivilist“. Von Geramb kannten wir seinen Ausspruch auf dem Deutschen Volkskundetag in Passau 1952, wo er sich vor dem Fachpublikum entschuldigen zu müssen meinte, weil er direkt von einer Vortragsreise nördlich des Mains angereist kam und daher, wörtlich: „wie a norddeutscher Frisör“ angezogen war. Und doch hat Leopold Schmidt nach seinem 60. Geburtstag 1972 Dankeskarten mit seinem Foto im Trachtenjanker verschickt. Was war da auf einmal oder allmählich geschehen? Ich darf aus meinem Nachruf von 1981 (in den BBV) die entsprechende Passage zum Abschluß meines Vortrags wiederholen, weil sie mein Bild seiner Persönlichkeit schildert und das unseres Blickes von außen auf jenen Mann, der im „Reich“, wie man bisweilen noch zu sagen pflegte, die österreichische Volkskunde schlechthin repräsentierte.

„Leopold Schmidt [also] im Steirergewand? Unvorstellbar damals, als noch der junge Bausinger im Lodenmantel auf Österreich-Exkursion ging. Und nun [20 Jahre später] das Brustbild im Trachtenjanker. Leopold Schmidt hat ihn meiner Ansicht nach nur bisweilen auf Ausflügen, sozusagen in der Sommerfrische getragen, aber das Geschenkfoto wollte doch ein Zeichen sein, war wohlüberlegter Verweis. Worauf? Auf den Wandel von Gesinnungen? Gewiß nicht! Eher auf geduldigen Umgang mit der Heimatwelt der vielen anderen im Lande. Genauer, so meine ich, Verweis auf die Erkenntnis, daß Volksleben heute samt aller Folklorisierungen Teil nicht bloß unseres Forschungsfeldes ist, sondern auch eine Identifikationshilfe für Staategebilde wie das [1981 gesprochen] neutrale Österreich zwischen den [damals] gegenwärtigen Machtblöcken der gespaltenen Welt und dies ganz ohne falsche Romantik und besserwisserische Heilsbeglückung welcher Couleur auch immer.

Diese Interpretation gewinne ich aus folgendem Erlebnis: Purer Zufall wollte es, daß ich im Barockpalais des Wiener Kulturminis-

teriums die feierliche Ordensverleihung des Ehrenkreuzes für Kunst und Wissenschaft 1. Klasse an Hofrat Schmidt 1978 miterleben durfte. Ein fast höfisches Zeremoniell in der sozialistisch regierten Republik für die nach strengem Proporz zur Ehrung Auserwählten: vom professoralen Chefideologen der Regierungspartei bis zum Benediktinerpater mit humanitären Verdiensten und vom Kieferorthopäden bis zum Volkskundler lange Laudationes von hohem Pult aus durch den Sektionschef des Ministeriums. Huldvolle Vergabe der Ordenskapseln an die schwarz gewandeten Herren durch Frau Ministerin, selbst in schwarzer langer Robe, angerauscht durch große weiße Flügeltüren mit einer Suite von Gefolge. Erheben des Auditoriums von den Plätzen zum Einzug dieser thesianischen Erscheinung. Kein Kameramann des Fernsehens ohne Krawatte, kein Reporter ohne gedämpften Anzug, nichts von Kombinationen, Rollkragen, Cordhosen oder gar Jeans, auch bei den Leitungsschleppern nicht. Gäste, Freunde und Verwandte im Sonntagsstaat, Adademiekollegen, Ministerialbeamte.

Da erhebt sich vor dem Aufbruch zum Stehempfang der Älteste der Dekorierten, Leopold Schmidt, und hält eine Dankesrede. Seitwärts leicht ans hohe Pult gestützt, so wie er Reden ohne Manuskript zu halten pflegte, geht er sogleich auf den Kern der Sache zu, der ihn als Kulturforscher bewegt: das Tragen von Orden. Wenn er sich sein Ehrenkreuz nun wirklich anstecken wollte und damit aus dem Starhembergpalais in die belebten Gassen der Stadt träte, würde er bald auffallen, ja ausgelacht werden, schließlich sei man nicht in Köln (... oder so ähnlich). Gut – dafür sei das Kreuz ja auch nicht gedacht; unsere gesellschaftliche Kleiderordnung bietet andere Gelegenheiten: den Frack. Er selbst habe zwar keinen solchen, könne sich als Wissenschaftsbeamter auch keinen passenden Anlaß dafür denken, sei also hierfür nicht dekorierbar. Ja, vor vielen Jahren, als er wegen Vakanz des Direktoriats am Völkerkundemuseum dort die kommissarische Leitung innehatte, da sei der Negus von Abessinien auf Staatsbesuch in Wien gewesen und habe das Völkerkundemuseum besichtigt. Er habe sich also, dem vorgeschriebenen Protokoll entsprechend, einen Cut ausleihen müssen zur Führung seiner Majestät. Dazu hätte er seinerzeit das Ehrenkreuz anlegen können, es aber damals noch nicht besessen. Was bleibt zu tun, lautete die Frage.

Man wird sich leicht vorstellen können, wie es in der oben mit Bedacht geschilderten Festgesellschaft unter dem Goldstück des Saa-

les mit den schweren roten Fenstervorhängen zu kriseln begann, die Ministerialen auf ihren Stühlen verlegen rutschten, die erstaunten Gäste den Atem anhielten, die Mitausgezeichneten zu versteinern anfangen. Die Kameraleute verpaßten das Filmen; ich selbst saß wie zum Sprung gespannt in einer der mittleren Reihen und hatte guten Überblick. Leopold Schmidt lehnte immer noch, nein stützte sich mit der rechten Hand von unten am hohen Pult und fuhr in seiner milden, fast näselnden Alltagsprechweise des unaufgeregt raunigen Wienerisch fort: Da biete sich eigentlich nur noch das Steirergewand an, und es sei ja in den letzten Jahrzehnten tatsächlich eine Art Festgewand des Österreichers geworden.

Großes Aufatmen nach dieser Wendung der Rede, wenngleich verbleibende Unsicherheiten, ob jetzt nicht erst recht der peinlichen Sache durch eine ironische Übertrumpfung die Faschingskrone aufgesetzt sei. Das blieb in der Schwebelage und sollte wohl auch so sein, wenngleich es Schmidt sehr ernst war mit allen Ehrungen, und er sie buchstäblich genau registriert hat in seinem Lebensbericht. Dafür war der Weg zu lang, zu mühevoll, allzusehr wirklich verdient jede der Stufen, nichts geschenkt, alles mit Leistungen mehrfach bezahlt. Das wiederum gab die Sicherheit und Souveränität nach erlangter Anerkennung, bot – wie wir sozialpsychologisch hochtrabend zu sagen pflegen – tatsächliche Satisfikation. Der nach dem Krieg als unnahbar schwieriger Kollege Verschieene ist ein zufrieden versöhnlicher, väterlich vorausschauender, treusorgend planender, verehrungswürdiger Mensch gewesen. – Das blieb natürlich bis zum Ende der originellen Dankesrede deutlich, und so war es der beherzten Ministerin ein Leichtes, die passende Antwort zu finden und damit das Thema zu neutralisieren: „Herr Hofrat, damit Sie nicht in Verlegenheit kommen, haben wir noch das kleine Schleiferl für den Rockaufschlag beigelegt.“ Der Hofrat klappte die Schachtel zu, steckte sie in die linke Rocktasche und verabschiedete sich ohne Aufsehen; er mußte wohl noch ein Manuskript fertig machen, während wir anderen uns den Wein des Empfangs nicht entgehen ließen.

Wolfgang Brückner, Leopold Schmidt and German-speaking Central Europe

Leopold Schmidt's (1912–1981) influence in German-speaking Central Europe stretches back to 1938. After 1947 it could not be ignored, and after 1953 his extensive contributions gave him a critical presence in German folklore that lasted until his death. The quarterly *ÖZV* provided him with a discussion platform, but it was the publication of his handbooks and collections of essays that provided the broad foundation for his reputation. To those outside the country, particularly in Germany, he and no other represented the Austrian folklore of his generation. The esteem he enjoyed was untroubled by the mutual and cautious reserve that set in after the 1968 events in Germany. His work and personality reflected the Austrian folklore of his generation, and he enjoyed a certain esteem outside of Austria despite the differentiations and distancing that took place in Germany after 1968. The scientific standards employed in his disciplined work set the standards in our field.